

Staat und Religion : Segen oder Fluch?

Autor(en): **Neuhaus, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **112 (2018)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-816541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Staat und Religion – Segen oder Fluch?

Betrachtungen von Regierungsrat Christoph Neuhaus

Am 11. November 2017 luden die Kirchgemeinde Münster und die Mennonitengemeinde Bern zu einem öffentlichen Anlass ein. Die Veranstaltung fand im Berner Rathaus unter dem Titel «Zeit der Verfolgung – Zeit der Versöhnung – Zeit für Frieden» im Rahmen der «Nacht der Religionen» statt.

In unserem wunderschönen Renaissance-Rathaus und in diesem ehrwürdigen Grossratsaal wird seit 600 Jahren ununterbrochen beraten und entschieden, gestritten und gelitten, Macht verteilt und Ohnmacht ausgehalten. Es werden Lösungen gefunden und Irrtümer begangen. Es wird nach Recht gesucht und Gerechtigkeit erkämpft, aber manchmal auch ohne es zu wollen, neues Unrecht in die Welt gesetzt. Wir sieben Regierungsrätinnen und -räte geben tagtäglich unser Bestes für die Bevölkerung unseres Kantons, und doch treffen auch wir manchmal Entscheidungen, die sich im Rückblick als Fehler erweisen.

Warum ist das so im Leben? Warum sind Gutes und Böses in unserem Menschenleben so untrennbar miteinander verflochten, dass das Meiste nichts Reines, sondern eben eine Mischung ist? Schon Antigone hat im altgriechischen Epos gesungen: «Viel Gewaltiges gibt es auf der Erde, aber nichts Gewaltigeres als den Menschen.» Sie hat damit beide Linien unseres Lebens vorgezeichnet, die schöne und die hässliche, die wunderbare und die niederträchtige. Grossmut und die Gemeinheit wohnen Wand an Wand. Viel später hat Thomas Hobbes, der erste Theoretiker des modernen Staates, daran erinnert: «homo homini lupus», der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.

Es ist so, weil Gott uns beides zusammen, das Gute und das Böse, als Mitgift auf unseren Lebensweg gibt und die Welt dadurch zu einer immer neuen und steten Bewährungsprobe macht. Lesen Sie nur die ersten Blätter der Bibel: Die Welt, von Gott als wunderbarer Garten gedacht, enthält auch den Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Damit kommen Schuld und Verfehlung in die Welt. Adam und Eva, einander als Gegenüber beigesellt, verwickeln sich in einen unaufhörlichen Kampf der Geschlechter. Kain und Abel, einander als Brüder anvertraut, werden zu Todfeinden, weil Kain das Gefühl hat, sein Bruder stehe ihm im Licht. Abraham und Lot teilen miteinander dieselbe Erde. Aber ihre Hirten geraten miteinander in Streit, weil jeder dem andern das Wasser abgräbt. Und so geht das weiter, die ganze, lange Menschheitsgeschichte hindurch. Jakob betrügt seinen Bruder Esau um sein Erstgeburtsrecht. Joseph wird von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft. Und David lässt Uria, den Mann der Batseba erschlagen, damit er sie zu seiner Nebenfrau nehmen kann.

Verflechtung von Staat und Kirche

Je länger der Fluss der Menschheitsgeschichte fliesst, umso mehr mischen sich ins reine Wasser der Quelle auch

Sand und Steine und Geröll mit ein. Und sobald wir Menschen uns irgendwo engagieren und Verantwortung übernehmen, verlieren wir unsere Unschuld. Wir machen uns schuldig. Einfluss nehmen, auch im besten Sinn des Wortes, Einfluss nehmen, um ein Stück Welt zum Besseren zu wenden, kann man nicht vom Ufer aus. Man fließt mit ein in einen grossen Strom. Man wird mitgerissen, macht sich selber nass und schmutzig und reibt sich an den ungelösten Fragen des Zusammenlebens wund.

Wenn uns im Anschluss die Schriftstellerin Katharina Zimmermann aus ihrem Täuferroman *Die Furgge* (Erstauflage 1989) vorliest, werden wir an ein Stück dunkelster Geschichte im Verhältnis von Kirche und Staat, von Obrigkeit und Untertanen, von Regierung

und Regierten erinnert. Die Täuferinnen und Täufer der Reformationszeit waren treue Staatsbürgerinnen und Staatsbürger. Getreu dem Jesuswort «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist» wollten sie keine Verflechtung von Staat und Kirche. Sondern sie wollten das reine Evangelium leben, ohne Waffendienst und Krieg, ohne Eid und Zins und Zehnten. Gott allein wollten sie dienen, so wie Jesus es vorgelebt hatte, und einander Schwestern und Brüder sein. In ihren Augen war Kirche etwas, das nur frei und willig, freiwillig eben, geschehen konnte. Kirche, das war für sie keine von der Berner Obrigkeit geleitete Institution. Es war die Gemeinschaft der Gläubigen, in der die persönliche Entscheidung zählte. Das brachte sie in einen tiefen Gegensatz

«Heinrich Sumer und Jacob Mandel, zu Baden ertränkt Anno 1582». Radierung aus dem Werk von Thieleman Jansz. van Braght «Der Blutige Schau-Platz [...] der Taufs-Gesinneten [...]», 1780.
Bild: Schweizerische Nationalbibliothek



zum Staat. Der Staat wollte eine Kirche, die alle umfasste, eine Volkskirche eben, in der für alle verbindlich galt, was die Regierung festlegte. So begann der Staat die Täuferinnen und Täufer als Feinde der staatlichen Ordnung zu betrachten und zu bekämpfen.

Von der Verfolgung zur Vision

Am 31. Juli 1531 erliess die Berner Obrigkeit die erste scharfe Verordnung gegen das Täuferum: Wer sich als Erwachsener taufen lässt oder einem Täufer Zuflucht gibt, zahlt zehn Pfund Busse. Wer den befohlenen sonntäglichen Gottesdienst nicht besucht, muss ein Schweigeversprechen ablegen oder seine Lehre vor dem städtischen Chorgericht als evangelisch erweisen können. Gelingt ihm das nicht und verspricht er nicht, seine Lehre für sich zu behalten, wird er verbannt. Kehrt er zurück, wird er geschwemmt (Foltermethode, bei der Menschen gefesselt ins Wasser geworfen wurden – überlebten sie, waren sie frei. Anm. d. Red.) und wieder verbannt. Lässt er sich noch einmal blicken, so wird er ertränkt, allerdings nicht wegen seines Irrtums, sondern wegen seines Ungehorsams.

Die Täufer breiteten sich dennoch weiter aus. Zweimal ging im Februar 1532 die Weisung nach Trub, sie auszurotten. Am 2. März 1533 erschien das zweite Täufermandat. Es war etwas milder und versöhnlicher als das erste. Man solle die Täufer freundlich aus Gottes Wort berichten und so von ihrem Irrtum abbringen. Blieben sie gleichwohl bei ihrem Glauben, so sollten sie diesen für sich behalten. Man dürfe sie nicht drängen oder ausweisen oder gar ertränken, sondern habe sie zu schützen und zu schirmen, indem man sie inhaftiere. Aber schon bald verschärfte die Regierung die Massnahmen wieder, wies die Hartnäckigen aus und bedrohte Rückkehrer mit dem Tod. Am 6. September 1538 begann der Staat mit den Täuferjagden und förderte die Denunziation. Täufer wurden an der Kreuzgasse in der Stadt Bern gleich da, wo ich heute

mein Büro habe, ins Halseisen, also an den Pranger gestellt, und die Höfe von Ausgewiesenen wurden verkauft. Und wenn Sie diesen Spätherbst einmal auf der Moosegg im Emmental so feine Vermicelles zum Z'Vieri essen, dann schauen Sie vielleicht einen Moment lang still nach Langnau und zum Rämisgummen hinüber und denken an die Täuferinnen und Täufer, die auf der Moosegg ein letztes Mal innehielten, sich umwandten und mit dem Blick auf ihrer alten Heimat weilten, bevor sie für immer gegen Westen ziehen mussten, in die Freiberge, in die Niederlande oder später gar bis nach Amerika. So ging noch 13. Juli 1711 ein grosser Täufertransport aus Bern ab. Auf fünf Schiffen wurden fünfhundert Personen die Aare hinunter bis nach Brugg geführt. Hier mussten sie schwören, nie mehr heimzukehren.

Eine tiefe Tragik zieht sich durch das Geschehen. Menschen, die niemandem ein Leid zufügten und allen andern gegenüber hilfsbereit und gütig waren, wurden von der Staatsgewalt verfolgt. Ihre Güter wurden konfisziert. Manche Täuferinnen und Täufer aber gelangten wegen der steten Gefahr, der ihr Leben ausgesetzt war, zu einer tiefen Weisheit. Gegen alle Ungerechtigkeit der Welt hielten sie sich treu und still an der wunderbaren Vision aus Jesaja 2 fest, die auch über der heutigen Nacht der Religionen steht: «Am Ende der Tage wird es geschehen, da wird Gott im Streit der Völker Recht sprechen und die Nationen zurecht weisen. Dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen. Dann zieht man nicht mehr das Schwert, Volk gegen Volk, und übt nicht mehr den Krieg.»

Ich weiss, Sie wissen, die Vision ist bis heute uneingelöst. Aber ist und bleibt sie nicht das Ziel, auf das wir alle in unserem schönen Kanton Bern hin leben und arbeiten können? Dass im Kanton Bern Angehörige aller Konfessionen und Religionen in Frieden zusammenleben können. Dass wir einander achten und respektieren, über alle Glaubensgegen-

sätze hinweg. Dass uns unsere menschlichen Verschiedenheiten nicht bedrohen, sondern zu unserem Reichtum werden, dafür lohnt es sich zu leben. Das bringt mich zu drei letzten Dingen: zur Dankbarkeit, zur Demut und zur Bitte um Vergebung.

Bitte um Vergebung

Die Dankbarkeit zuerst. Sehen Sie, ich bin jeden Tag neu dafür dankbar, dass ich leben darf. Dass ich aufstehen kann. Dass das Wasser, das mich wach macht, täglich fliesst. Dass jemand, den ich gar nicht kenne, das Brot für mich gebacken hat. Dass meine Frau mir einen guten Morgen wünscht. Dass Menschen, die ich gar nicht kenne, an ihrem Ort für unser Gemeinwesen an der Arbeit sind. Dass mein kleiner Sohn am Abend auf mich wartet. Dass meine Jakobsschafe

geratenes Wort. Zum Wahlkampf jedenfalls taugt es nicht. Wenn jemand eine Wahl gewinnen will, so sagt man, dann muss sie oder er sich vordrängen, sich wichtig machen. Aber ist es das, was zuerst und zuletzt im Leben zählt? Oder hat am Ende die lange Reihe all der alten Täuferinnen und Täufer recht, die still und einfach Demut leben? Demut ist der Mut zu dienen. Der Mut, zu sagen: Ich bin nicht für alles verantwortlich. Und vieles in dieser Welt kann ich nicht ändern. Aber einiges wenige wartet auf keinen andern als auf mich. Dafür will ich mich einsetzen. Ich nehme mich nicht wichtig. Aber ich nehme die mir anvertrauten Menschen und Aufgaben ernst. Das ist Demut. Das ist das bleibende Vermächtnis der Alttäufer und der Neutäufer, der Täufer in Schangnau und der Täuferinnen in den Freibergen, der Täuferinnen in Trub und der Täufer in Pennsylvania.

Und schliesslich die Bitte um Vergebung. Wie könnten Sie und ich, wenn es diese Bitte nicht gäbe, leben? Das *Unser Vater* lehrt sie uns, so oft wir sie vergessen haben: «Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.» Die Erkenntnis eines ganzen Lebens ist in dieser einen Bitte zusammengefasst. Und so bitte ich Sie in aller Schlichtheit heute Abend um Verzeihung für all das, was den Täuferinnen und Täufnern in unserem Kanton zu Leide getan wurde. Kein Mensch kann rückgängig machen, was einmal getan wurde. Aber wir können sehen, was gewesen ist. Es aufnehmen anstatt zu verdrängen. Es als unsere gemeinsame Geschichte anerkennen, anstatt von uns abzuspalten. Die hellen und die dunklen Blätter unserer Geschichte lesen und verstehen anstatt durchzustreichen. Das dunkle Blatt der menschlichen Schuld und das helle Blatt der göttlichen Vergebung. Und darauf vertrauen, dass am Ende, ganz am Ende die Versöhnung zählt.

God bless you!

«Nuw Mandat vnnnd Ordnung vo[n] Schultheissen klein vnnnd grossen Rhat der Statt Bernn/ der Wider-töufferen wegen», 1585. Bild: Universitätsbibliothek Bern



Christoph Neuhaus, *1966, studierte Betriebs-, Volkswirtschaft und Politikwissenschaft an der Universität Bern. Seit 2008 ist er als Vertreter der SVP Mitglied des Berner Regierungsrates und Vorsteher der Justiz-, Gemeinde- und Kirchendirektion.

christoph.neuhaus@jgk.be.ch

sich freuen, wenn ich ihnen Salz bringe. Dass ich am Abend einschlafen und mein Leben einem Andern anvertrauen kann. Das alles ist unverdient. Wir alle sind durch ungezählte Andere die Menschen geworden, die wir heute sind. Wir verdanken uns nicht uns selbst.

Die Demut dann. Demut ist ein etwas in Vergessenheit und aus der Mode